

Die Miniaturen der Universitäts-Bibliothek zu Heidelberg, beschrieben von A. von Oechelhäuser. Zweiter Theil, mit sechszehn Tafeln. Heidelberg, Verlag von Gustav Koester 1895. 4°, 420 S.

Der erste Theil dieser Publication, der die Handschriften bis zum Anfange des XIII. Jahrhunderts umfasste, ist im Jahre 1887 erschienen. Der vorliegende zweite Theil beschäftigt sich mit den Handschriften des XIII. und XIV. Jahrhunderts, ohne diese letzteren zu erschöpfen, so dass ein Rest des XIV. Jahrhunderts und das ganze XV. Jahrhundert für einen dritten Theil verspart bleiben. Der lange Zeitraum, den die Vorbereitung des zweiten Theils in Anspruch nahm, rechtfertigt sich aus dem Umstand, als eben in diesem Theil zwei der grundwichtigsten Miniaturhandschriften der Heidelberger Universitätsbibliothek unterzubringen waren: einerseits der Wälsche Gast, anderseits die Manesse'sche Liederhandschrift. Zu der letzteren kommt noch der Umstand in Betracht, dass dieselbe erst seit dem Frühjahr 1888 aus Paris nach Heidelberg gelangt ist, so dass die eingehenden Untersuchungen, denen diese Handschrift nach Verdienst von Seite zahlreicher deutscher Forscher unterworfen wurde, und damit auch diejenige Oechelhäusers, erst seit diesen Jahren datiren konnten, und bei dem Umfange und der Wichtigkeit des Gegenstandes nothwendigermassen einen längeren Zeitraum in Anspruch nehmen mussten. Die genannten zwei Handschriften sind es denn auch, die den eigentlichen wissenschaftlichen Kern des Bandes ausmachen. Der Wert, der dem übrigen, aus anderen Handschriften beigebrachten Material zugeschrieben werden muss, ist hauptsächlich ein statistischer, wie er eben jeder Veröffentlichung bisher unbekanntes Quellenmaterials zukommt.

Was in diesem zweiten Theil über den Wälschen Gast gesagt erscheint, das hat der Verf. bereits im Jahre 1890 in einer selbständigen, im gleichen Verlage erschienenen Publikation veröffentlicht. Auch über die Manesse'sche Handschrift hat er sich bereits früher (im Jahrgang 1893 der Neuen Heidelberger Jahrbücher) vernehmen lassen; doch darf daneben die ihr in der vorliegenden Publikation gewidmete Abhandlung eine selbständige Bedeutung beanspruchen. Neben einer eingehenden Beschreibung sämt-

licher Miniaturen, wird darin über die Entstehung der Handschrift gehandelt, wobei farbige Proben die Unterscheidung der einzelnen von Oe. angenommenen Malerhände belegen sollen; hierauf folgt eine kritische Beurtheilung der Bilder auf ihren Kunstcharakter, und endlich eine Reihe kulturhistorischer Betrachtungen, zu denen man durch das Studium der Tracht, Waffen, Geräthe u. dgl. angeregt wird

Das wichtigste allgemeine kunsthistorische Ergebniss, zu welchem Oe. durch seine statistischen Einzeluntersuchungen über die Heidelberger Miniaturhandschriften gelangt ist, beruht darin, dass er für die deutsche Miniaturmalerei vom XIII. Jahrhundert ab im allgemeinen die strengste sklavische Unterordnung der Copisten unter das ihnen jeweilig vorliegende Vorbild als förmlichen Grundsatz nachgewiesen hat. Dieses Ergebnis hat Oe. bereits in seiner Monographie über den Wälschen Gast eingehend begründet, und er kommt auch in dieser neuerlichen Publikation immer wieder darauf zurück. Oe. Verdienst in dieser Richtung eine Aufklärung geschaffen zu haben ist ein unbestreitbares, denn man war früher vielfach geneigt mit dem unleugbaren nationalen Aufschwung der Malerei im 12. Jahrhundert, und dem Auftreten neuer Darstellungskreise namentlich im Gefolge der deutschen Dichtung, auch eine wachsende Lust an künstlerischer Erfindung anzunehmen. Dagegen beweist uns die Vergleichung des Miniaturenschmuckes in den zahlreichen Handschriften des im XIII. Jhd. gedichteten Wälschen Gastes auf das Schlagendste, dass man auch im XIII.—XV. Jhd. nur dann zu selbständiger Erfindung geschritten ist, wenn absolut kein Vorbild zum Copiren vorlag, und dass man es in jenen Fällen, wo eine Erfindung bereits gegeben war, für eine unbegreifliche Verschwendung an Zeit und Mühe gehalten hätte, sich mit einer neuerlichen, selbständigen Erfindung zu plagen. Oe. verfällt aber in Einseitigkeit, wenn er (S. 66) dieses Verhältnis als bloss dem späteren Mittelalter eigentümlich bezeichnet, im Gegensatze zum früheren Mittelalter, dem er im allgemeinen ein selbständigeres Verhalten der Copisten zu ihren Vorbildern zuschreibt. Eher wäre das Umgekehrte anzunehmen. Wenn wir in den Miniaturhandschriften des früheren Mittelalters den archetypus kaum einmal nachzuweisen vermögen, so liegt die Erklärung eben in dem Umstand, dass die Entstehung jener frühmittelalterlichen Archetypen überwiegend in eine sehr frühe Zeit zurückreicht, — in Zeiten aus denen uns Denkmäler der Miniaturmalerei überhaupt nur mehr spärlich und ganz ungenügend erhalten geblieben sind. Das Verhältnis des Kunstschaffens zur „Erfindung“ ist das ganze helle Mittelalter hindurch das gleiche, in karolingischer Zeit nicht minder wie im XIV. Jahrhundert. Der Begriff der Originalität ist dem Mittelalter unbekannt; nicht einmal die Giottesken sind bewusstermassen darauf ausgegangen, wie zahlreiche directe Wiederholungen innerhalb ihrer Schule beweisen. Man braucht bloss die stete Wiederkehr derselben Typen in der Ornamentik durch 8 bis 9 Jahrhunderte hindurch, die geringe Entwicklung des Rankenornaments vom byzantinisch-karolingischen lappigen Acanthus bis zum spätgothischen Kriechlaub zu überblicken, um zu erkennen, dass der mönchische Illuminator des IX. Jahrhunderts mindestens ebensowenig neu erfinden wollte, als der Laienmaler des XIV. Jahrhunderts. Das Mittelalter kannte nur wenige Erfinder, die dabei mehr durch äusserliche, namentlich in der religiösen Grundstimmung

der Zeit gelegene Beweggründe, als durch rein künstlerischen Antrieb geleitet wurden. Freilich die naive Weise in welcher die Erfinder (z. B. Herrad von Landsberg) zu Werke gegangen sind, wird allezeit ein Gegenstand des Entzückens nicht bloss für den Kulturhistoriker, sondern auch für den Kunstfreund bleiben.

Riegl.